

Klingendes Familienfest

Der Tiroler Komponist Thomas Larcher lockt mit kammermusikalischen Preziosen nach Wattens.

Von Christoph Irrgeher

Wattens. Ein Damoklesschwert namens Erfolgsdruck schwebt nicht über ihm. Stars anheuern, um den Konzertsaal zu füllen? „Das wäre zwar ein Leichtes“, sagt Thomas Larcher. „Aber dafür wäre mir meine Zeit zu schade.“ Der Tiroler programmiert lieber Vielfalt, die über den Tellerrand der Konvention ragt. In Wattens, wo das Festival „Musik im Riesen“ stattfindet, bietet er dafür auch heuer renommierte Kräfte auf. Gewiss, man hört dort auch Barockes, Klassik, Romantik. Zur Eröffnung am Montag stimmt der Sänger Matthias Goerne aber auch Töne von Hanns Eisler an, die Geigerin Patricia Kopatchinskaja wird später Musik von Bartók bis Kurtág erkunden, Karl Markovics den „bad boy“ unter den US-Komponisten des 20. Jahrhunderts vorstellen, George Antheil. Kurzum: Ziemlich viel Moderne für ein gerade einmal siebentägiges Kammermusikfestival. Doch das ist auch ein ziemlich privilegiertes. Während andere Organisatoren an tröpfelnden Subventionshähnen schmachten, ist die „Musik im Riesen“ ein Ausfluss privatwirtschaftlicher Freigebigkeit. Der Veranstalter ist nämlich die global nicht ganz unbekannt Firma Swarovski. Deren „Kristallwelten“ umrahmen heuer zum elften Mal die Konzerte.

Musik für die Philharmoniker

Der Intendant kann sich dabei auf einem klingenden Familienfest fühlen. Immerhin stammt das Gros der Festivalkünstler aus seinem kreativen Umfeld. Dazu muss man wissen: Thomas Larcher war schon in ziemlich vielen Künstlergassen tätig. Das Intendanten-Dasein nennt er heute – nach langen Jahren als Gründungsintendant der „Klangspuren“ im nahen Schwaz – nur noch eine Nebenbeschäftigung. In der Hauptsache ist er nun Komponist. Auch am Konzertflügel, wo seine Karriere einst begonnen hat, sieht man ihn nur noch



Einst Musiker in allen Gassen, ist Thomas Larcher heute vor allem als Komponist tätig. Für die Bregenzer Festspiele soll der Tiroler eine Oper schreiben. Foto: Richard Haughton

selten. Zuletzt war er da als sein eigener Interpret tätig, hat gemeinsam mit der Pianistin Tamara Stefanovich und dem Tenor Mark Padmore (auch sie sind heuer in Wattens zugange) ein reizvolles Album eingespielt: „What Becomes“ (harmonia mundi) beschert kurzweilige Einblicke in den Komponistenkosmos des mittlerweile 50-Jährigen. Kleinteilige, federnde Rhythmen haben darin ebenso ihr

Bürgerrecht wie kratzbürstige Verfremdungseffekte. Doch auch eine konzentrierte, gern auf ein Notenuminum eingedampfte Sinnlichkeit ist hier zuhause, kann schlicht tonal klingen.

Während die CD den kammermusikalischen Larcher nachzeichnet, ist der gebürtige Innsbrucker längst in der Liga der Orchester-schreiber angekommen: In den Vorjahren hat der Mann mit der

notorischen Aversion gegen Notensatzprogramme – Komponieren bedeutet für ihn nicht zuletzt Skizzieren und Ausradieren – unter anderem das San Francisco Symphony Orchestra und die BBC Proms mit großformatigen Partituren beliefert. Die Auftragslage sei „supergut“, sagt Larcher: Derzeit feilt er an einem Werk für Washington und Leipzig, danach soll er ein Stück für die – eher für ihre Spielfreude auf traditionellem Terrain gerühmten – Wiener Philharmoniker ersinnen. Auch als Opernkomponist wird Larcher erste Schritte wagen. Gleich zwei Stücke sind in Planung, eines für die Bregenzer Festspiele 2018. Wer der Librettist sein wird? Larcher verrät keine Details. Im Vorjahr hatte er noch gesagt, die optimale Konstellation für eine Oper abwarten zu wollen. Noch heute klingt er aber ehrfürchtig: „Man kann da so viel falsch machen, es gibt unendlich viele Möglichkeiten.“

Mehr Zeit fürs Klettern

Was auf alle Fälle richtig und wegweisend gewesen sei: eine Entscheidung im Jahr 2003. Bis dahin hatte er neun Jahre die Klangspuren Schwaz geleitet, Jahre, in denen das Neutonfestival mehr und mehr wuchs, bis Larchers Hauptaufgabe darin lag, „jährlich eine Million Euro aufzutreiben. Das zu beenden war eine wichtige Entscheidung.“ Damit hatte sich Larcher nämlich nicht nur der zähen Schreibtischarbeit entledigt, sondern sich auch die nötigen Zeitressourcen für den Komponistenjob erobert – und nebenbei auch Zeit für sein Hobby, das Klettern. So romantisch es klingt: Die Natur ist ein wesentlicher Inspirationsquell für seine Musik. Von der könne er jetzt übrigens durchaus leben. Und „wenn man etwas dazuverdienen will, spielt man ein bisschen Klavier“. Wobei, da fällt ihm gleich ein: Angesichts der dichten Auftragslage wird sich das in nächster Zeit eher nicht ausgeben. ■

Fast akademische Unterhaltung

Von Daniel Wagner

Gaudeamus igitur: Also freute sich das Wiener Konzerthauspublikum gemeinsam mit dem heimischen Radio-Symphonieorchester über eine durchwegs gelungene Interpretation von Johannes Brahms' studentischem Medley von der „Akademischen Festouvertüre“ op. 80. Wobei das RSO-Ensemble unter Chefdirigent Cornelius Meister in der opulenten Universitätsromantik nicht ganz aufging: schräg intonierendes Blech, verpatzte Einsätze. Aber das machte nichts, das Motto des Abends lautete ja „große deutsche Chorliteratur“. Und ja, Mendelssohn Bartholdys 42. Psalm op. 42 wurde dann groß. Hier schrie der Hirsch in Form der spanischen Sopranistin Sylvia Schwartz eindringlich nach Wasser. Ausdrucksstark ihr einprägsames Timbre, das die Damen und Herren von der Wiener Singakademie (üblich stimmige Einstudierung durch Heinz Ferlesch) sonor umschmeichelten. Ein erhebendes Moment entstand in der Interpretation des versöhnlich-transzendentalen Quintetts von „Herr, der verheißen hat seine Güte“.

Versöhnliches Ende

Nochmals eine Ouvertüre, diesmal von Mendelssohn, die Meeresstille die mit fast friktionsfrei intonierter glücklicher Fahrt endete, und dann ab zum schicksalhaften Brahms-Finale. Das „Schicksalslied“ nach Hölderlins gottgefälligem Text konnte ebenso fesseln wie der eigentliche Höhepunkt des Abends: Brahms' Alt-Rhapsodie mit der heimischen Starstimme Elisabeth Kulman in Verbindung mit dem perfekt einstudierten Chor zu erleben, das hatte etwas Versöhnliches. Dankbares Publikum. ■

KONZERT

RSO Wien
Wiener Konzerthaus

★★★★☆

BERÜHMT & BERÜCHTIGT



Peaches Geldof

George Clooney

Amal Alamuddin

Mario Vargas Llosa

Der toxikologische Bericht, der nach dem Tod von **Peaches Geldof** angefordert wurde, spricht laut „Times“ eine deutliche Sprache: Eine Heroin-Überdosis dürfte die Tochter von Popmusiker Bob Geldof das Leben gekostet haben. Peaches' Mutter Paula Yates hatte sich 2000 mit einer Überdosis Heroin das Leben genommen. Peaches hatte wenige Tage vor ihrem Tod ein Foto von ihrer Mutter mit ihr als Kind getwittert. Das Ergebnis des Tests wirft nun weitere Fragen auf. Die Polizei hatte ja im Haus, in dem die Leiche gefunden wurde, keine Hinweise auf Drogen entdeckt. Peaches Geldof hinterlässt zwei Kinder im Alter von elf und 23 Monaten.

Die nachgerade unglaubliche Nachricht, dass sich **George Clooney**, hartnäckigster Jungeselle nach dem Papst, sich vermählen will, hält die Tratschgazetten immer noch im Bann. „People“ veröffentlichte ein Foto, bei dem ein Teleobjektiv seine letzten Kräfte aufwenden musste: vom Verlobungsring mit einem stattlichen braunen Diamanten. Andere Zeitungen rechnen vor, wie viele tausend Dollar Clooney einigen Freundinnen (etwa Sandra Bullock) nun schuldig ist, weil die gewettet hatten, dass er sehr wohl noch einmal heiraten werde. Und die „Bunte“ interpretierte diesen unschuldigen Satz von Mutter Clooney über Verlobte **Amal Ala-**

muddin: „Sie gleichen sich auf intellektueller Ebene. Das ist ihm sehr wichtig, Amals Welt könnte sich nicht deutlicher unterscheiden vom Hollywood-Lifestyle“ gleich als böse Spitze gegen Verflissene aus dem Filmbusiness, bei denen es mit dem Intellekt nicht so weit her gewesen sei.

Schriftsteller **Mario Vargas Llosa** hat sich bei einem verhaltensauffälligen Besucher seiner Lesung bedankt. Der hatte dort eines seiner Bücher zerrissen. Die Reaktion des peruanischen Nobelpreisträgers: „Ich danke Ihnen aufrichtig, Sie wissen gar nicht, wie langweilig diese Gespräche sein können.“ Fotos: epa, ap

Stimmungsbilder

Beethoven-Stummfilme, neu vertont.

Von Stephan Burianek

Nur auf den ersten Blick erscheinen Stummfilme über Komponisten und ihre Musik heute skurril, immerhin wurden die bewegten Bilder seinerzeit von einer Orgel oder gar einem kleinen Orchester begleitet. Filme haben überlebt, ihre Soundtracks kaum. Erfreulicherweise sind zeitgenössische Filmmusiken zu restaurierten Werken des frühen Kinos zuletzt zu einem eigenen Genre gewachsen. Zur Entwicklung dieser wiederentdeckten Gattung trägt Gerald Huber bei, der zwei Stummfilme über Ludwig van Beethoven vertonte. Im Rahmen der Konzerthaus-Serie „Film + Musik live“ stellte er die Beiträge erstmals vor.

In „The Origin of Beethoven's Moonlight Sonata“ (USA, 1909) drängt der berühmte erste Satz der sogenannten „Mondscheinsonate“ als roter Faden regelmäßig an die Oberfläche. Davon abgesehen vermeidet Huber weitgehend direkte, musikalische Bezüge, wengleich

der Geist Beethovens stets spürbar ist. Das betrifft auch den Film „Der Märtyrer seines Herzens“, der 1918 mit Fritz Kortner als Beethoven an zum Teil verloren gegangenen Originalschauplätzen gedreht wurde. Huber kommentiert die Handlung nicht mit diegetischen Effekten, sondern hüllt sie in atmosphärische Wolken, die zwar Wetterschwankungen unterliegen, aber an zahlreichen Stellen, an denen man dramatische Akzente erwarten würde, überraschend souverän hinwegziehen. Man könnte diese Stimmungsbilder als Gefühlszustände aus retrospektiver Sicht des Protagonisten interpretieren.

Die Filme verband Huber mit der „Mondscheinsonate“. Es war eine traditionelle Lesart, die perfekt ins Konzept passte. ■

KONZERT

Zyklus Film + Musik live
Konzerthaus Wien

★★★★☆

Raus aus dem Hinterhaus

Das Leben von Anne Frank wird in Amsterdam in einem extra errichteten Theater inszeniert.

Von Tobias Müller

Amsterdam. Der Plot, wer kennt ihn nicht? Ein Versteck, acht Bewohner, zwei Jahre Alltag zwischen lähmender Angst und keimender Hoffnung. Das pubertierende Mädchen Anne samt Schwester Margot und den Eltern, die Familie Van Pels, der kauzige Zahnarzt Pfeffer – zig Millionen, die das Buch gelesen, das Haus in Amsterdam besucht oder das Theaterstück von Frances Goodrich und Albert Hackett gesehen haben. Kann man das, knapp 60 Jahre nach der ersten Fassung und 20 nach der Überarbeitung, neu auf die Bühne bringen?

Man muss – entschied 2009 der Anne Frank Fonds aus Basel, von Vater Otto Frank, dem einzigen Überlebenden, einst als Erbe eingesetzt. Das neue Stück sollte nicht allein auf dem Tagebuch basieren, sondern auf der vollständigen Schriftsammlung Anne Franks, die auch Briefe und Essays umfasst und im Herbst 2013 erschien. Eine neue Generation jugendlicher will man damit erreichen – vielleicht die erste, die ohne Kontakt mit Überlebenden aufwachsen wird. Am 8. Mai, dem Tag der Befreiung, wird das Stück im Theater Amsterdam uraufgeführt, einer eigens errichteten Bühne, spektakulär im Amsterdamer Hafen, der Danzigerkade, gelegen.

Ikonisches Schicksal

Ein stimmiges Gesamtkonzept: luftig der Standort, weitläufig das brandneue Gebäude, breit der Ansatz des Stücks: „Anne“ heißt es, so simpel wie programmatisch. Es bringt die beengte Atmosphäre des Verstecks an der Prinzengracht in bleierner Schwere und nicht ohne jüdischen Witz auf die Bühne. Es zeigt das Alltagsleben einer deutsch-jüdischen Flüchtlingsfamilie, einer von vielen in den Niederlanden der 1930er, bevor sie untertauchen musste. Auch das Schicksal nach der Verhaftung ist Teil der Inszenierung – Deportati-



Das Leben der Anne Frank wird nun in Amsterdam neu inszeniert. Leon de Winter und Jessica Durlacher haben das Stück verfasst, die Premiere ist am 8. Mai, im Bild: Hauptdarstellerin Rosa da Silva. Foto: epa/Elzinga

on, Leiden und Sterben in Auschwitz und Bergen-Belsen.

„Die Periode im Hinterhaus hat sich verselbstständigt“, erklärt die Schriftstellerin Jessica Durlacher, die gemeinsam mit ihrem Ehemann Leon de Winter das Stück schrieb. „Es scheint, als sei Anne dort geboren.“ Das neue Konzept eröffnete dem prominenten Autoren-Duo künstlerische Möglichkeiten. Briefe, Traumsequenzen, Zukunftswünsche, mit diesen Hilfsmitteln justieren Durlacher und de Winter den Fokus neu: „Der Schlüssel ist das nicht-gelebte Leben einer Person, die sich trotz Lebenslust nie zeigen konnte.“

Dass die beiden für das Script angefragt wurden, hat auch mit ihrer eigenen Familiengeschichte zu tun: Durlacher und de Winter gehören der zweiten Generation von Shoah-Überlebenden an und haben sich in ihren Werken intensiv damit befasst. Eine Biografie, die sie übrigens auch mit Produzent Robin de Levita verbindet. „Mein Vater musste im gleichen Alter wie Anne Frank jahrelang unter-

tauchen. Darum bedeutet mir das Stück sehr viel.“

De Levita war für mehr als ein Dutzend Broadway-Produktionen verantwortlich und ist bekannt für aufsehenerregende Bühnen-Konstruktionen. Die Produktion von „Anne“, die er sich mit Kees Abrahams teilt, sei „das Wichtigste“, das er je gemacht habe. Gerade die Bekanntheit des Materials wird dabei zur Herausforderung: „Es ist fast zu ikonisch. Jeder denkt, es schon zu kennen. Es ist eine große Verantwortung, das Publikum auf die richtige Weise zu berühren.“

Edel-Arrangements

Was die Bühnentechnik angeht, macht de Levita seiner Reputation in „Anne“ alle Ehre. Zum Selbstzweck wird es indes nie: „Bei den technischen Mitteln kann man kann übers Ziel hinaus schießen. Es ist ein fragiles Gleichgewicht.“ Die extrem aufwendige Aufführung ist indes beabsichtigt. Wie wohl sich „Anne“ an alle Altersgruppen richtet, ist es doch vor allem für eine junge Zielgruppe kon-

zipiert. „Und die erreicht man nicht mit einer klassischen Inszenierung“, so Yves Kugelmann, Stiftungsrat des Anne Frank Fonds.

Während im neuen Amsterdam Theater letzte Hand angelegt wird, ist das Projekt in den Niederlanden keineswegs unumstritten. Kritisiert werden gastronomische Edel-Arrangements, die rund um die Premiere angeboten werden. Wer sich in der komplexen Nachlassverwaltung Anne Franks etwas auskennt, dürfte nicht überrascht sein, dass vor allem die Amsterdamer Anne-Frank-Stiftung, die das „Hinterhaus“ an der Prinzengracht als Museum betreibt, das Spektakel etwas pietätlos findet.

Autorin Jessica Durlacher kann der Kritik wenig abgewinnen: „Wenn man Menschen ansprechen will, die sich sonst nicht für den Krieg interessieren, muss man ihnen etwas bieten. Dass man hier kein gutes Essen bekommen soll, finde ich idiotisch. Das kann man selbst auf einer Berdigung!“ ■

KURZ NOTIERT

Neues Staatsopern-Streaming. Seit Herbst zeigt die Staatsoper im Internet ausgewählte Aufführungen, nun rüstet das Haus noch weiter auf: Am morgigen Mittwoch wird erstmals im Format UHD (Ultra High Definition) gesendet; die Bilder sind noch viermal schärfer als im HD-Fernsehen. Die Übertragung – sie wird Verdis „Nabucco“ gelten und kostenlos zu empfangen sein – ist eine Weltpremiere: Nie zuvor sei öffentlich in dem Format gesendet worden. Man sei damit, sagt Staatsoperndirektor Dominique Meyer, sogar noch schneller als die Fifa: Die wird erst das Finale der Fußball-WM in UHD übertragen. Um in den Genuss der extrascharfen Bilder zu kommen, an die sich beliebig heranzoomen lässt, muss man allerdings Besitzer eines nagelneuen UHD-Fernsehers des Sponsors Samsung sein. Das bisherige Streaming (für dessen Empfang ein Computer ausreicht) wird auf www.staatsoperlive.com fortgesetzt. Eine Live-Übertragung kostet 14 Euro, eine Aufnahme aus der Videothek kann man sich für rund 5 Euro ansehen.

Vorhofer-Preis. Sibylle Hamann wird mit dem Kurt-Vorhofer-Preis 2014 ausgezeichnet. Die freie Journalistin und Kolumnistin des „Falter“ und der „Presse“ wirke als Opinion Leader im besten Sinne des Wortes und leiste einen „entscheidenden Beitrag zur Hebung der Qualität der politischen Berichterstattung“, begründete die Jury die Entscheidung.

Spanisches Staats-TV bankrott. Spaniens öffentliche Radio- und Fernsehanstalt RTVE steht anscheinend kurz vor dem Bankrott. Wie die Tageszeitung „El Mundo“ in ihrer Online-Ausgabe berichtet, haben sich die Verluste in den Vorjahren auf 800 Millionen Euro angehäuft. „El Mundo“ berief sich dabei auf nicht näher genannte Regierungsquellen. RTVE forderte bereits Ende April dringend ein neues Finanzierungsmodell. Der Sender muss seit der letzten Finanzierungsreform nicht nur mit weniger Werbegeldern auskommen, sondern erhält auch noch um 20 Prozent weniger Budget seitens der Regierung.

BERÜHMT & BERÜCHTIGT



Alf Poier

Mariah Carey

Dieter Bohlen

Andreas Gabalier

Alf Poier und der Song Contest – das Kapitel hielt man eigentlich für abgeschlossen. Eigentlich. Doch nun wettet der Kabarettist, der beim europäischen Gschnas- und Schnulzen-Spektakel einmal den sechsten Satz belegt hat und 2011 nicht über die Vorausscheidung hinaus kam, grob gegen Österreichs heurige Vertretung **Conchita Wurst**. „Wenn jemand nicht weiß, ob er ein Manderl oder ein Weiberl ist, dann gehört er eher zum Psychotherapeuten als zum Song Contest“, ätzt Poier in der „Ganzen Woche“ über die vollbärtige Kunstfigur. Selbstredend wütet längst ein Shitstorm gegen ihn. Die schönste Wortmeldung auf Twitter: Der Steirer möge doch bit-

te Barpianist bei einem gewissen Rindfleisch-Gastronomen werden.

Nicht Ächtung, doch Hohn erntet **Mariah Carey**. Ihr neues Album soll „Me. I Am Mariah... The Elusive Chanteuse“ heißen. Das inspirierte das Magazin „NME“ prompt zu einer Liste mit 50 miesen Albuttiteln. Kostprobe? „All The Best Cowboys Have Chinese Eyes“ (Pete Townshend) oder: „Hey Man Smell My Finger“ (George Clinton).

Apropos Kunst: In der Jury von „Deutschland sucht den Superstar“ kommt's vielleicht zum Gipfeltreffen der Feingeister. Geht es nach **Dieter Bohlen**, soll dort auch **Andreas Gabalier** sitzen. Fotos: apa, epa

Teuflich gut

Ein luxuriös besetzter „Faust“ an der Wiener Staatsoper.

Von Stephan Burianek

Fast wie einem Fußballspieler im Torjubel entfuhr dem Teufel am Ende die Faust, das Publikum feierte ihn frenetisch: In der Wiederaufnahme von Charles Gounods „Faust“, in einem halbleeren Bühnenbild aus dem Jahr 2008, zog Erwin Schrott mit einer imposanten Stimmpräsenz als lässiger, Fächer wachsender Méphistophélès unweigerlich in den Bann. Verhalten startete Piotr Beczala in die Aufführungsserie. Seine schöne, lyrische Stimme lotete zunächst die Bandbreite der Titelpartie aus, bevor sie im Laufe des Abends an Sicherheit gewann. Hinsichtlich der Durchschlagskraft stieß der polnische Startenor hingegen auf Grenzen.

Ein glänzendes Rollendebüt feierte Sonya Yoncheva als Marguerite. Sie war für Anna Netrebko eingesprungen, die diese Rolle im Februar zurückgelegt hatte. Dem Publikum war es recht: Mit ihrem vollen, zeitweise passend derben



Frenetisch gefeiert: Schrott als Verführer. Foto: Staatsoper/Michael Pöhn

Sopran changierte die Bulgarin wunderbar zwischen Unschuldslamm und Wahnsinniger – und erntete folglich einhellige Begeisterung. Auf ein luxuriöses Niveau hoben den Abend aber nicht zu-

letzt die Nebenpartien: Makellos schön Stephanie Houtzeel (Siébel), ebenso souverän Adrian Eröd (Valentin), Jongmin Park (Wagner) und Aura Twarowska (Marthe).

Perfekte Arbeit im Graben

Ein Genuss war zudem das Dirigat von Bertrand de Billy, der das perfekt aufspielende Staatsopernorchester vielschichtig und mit viel Gefühl für musikalische Spannungsbögen leitete. „Er ist eng mit der Staatsoper verbunden“, war in der Abendspielzettel-Kurzbio über de Billy zu lesen. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Satz nach dem veritablen Streit vor ein paar Wochen, als der Dirigent kurz vor der „Lohengrin“-Premiere entnervt das Handtuch warf, immer noch seine Gültigkeit hat. ■

OPER

Faust
Wiener Staatsoper
Wh.: 10. Mai
★★★★☆

Der Maler des Monströsen

Der Schweizer Künstler HR Giger, Oscar-Preisträger für „Alien“, starb an den Folgen eines Sturzes.

Von Edwin Baumgartner

Zürich. Der Schweizer Maler und Bildhauer HR Giger, der 1980 für das Design des Weltraum-Monsters Alien einen Oscar in der Kategorie „Beste visuelle Effekte“ bekam, ist, wie erst jetzt bekannt gegeben wurde, am 12. Mai 2014 in einem Züricher Krankenhaus an den Verletzungen, die er sich bei einem Sturz zugezogen hatte, gestorben.

Hansruedi Giger, am 5. Februar 1940 in Chur als Sohn eines Apothekers geboren, polarisierte mit seiner Kunst die Fachwelt. Attestierten ihm die einen mit seinen „Biomechanoiden“, wie Giger diese Mischwesen aus Mensch und Maschine nannte, und den Darstellungen des Dämonischen, die dunklen Bereiche der Seele auszuloten, erkannten die anderen in ihm einen Pornografen, der Sex und Tod wollüstig verbindet und im Schwülen schwurbelt. Das KunstHausWien riet bei seiner Giger-Schau 2011 von einem Besuch Unter-Vierzehnjähriger ab.

Leicht gemacht hat es einem der studierte Industriedesigner tatsächlich nicht. So waren seine Designs für Filme im Grenzgebiet zwischen Horror und Science-Fiction zwar wirkungsvoll, und ein Monster wie Alien schien aus den Urgründen der Alpträu-



HR Giger verwendete den Entwurf seines Weltraum-Monsters Alien auch für Skulpturen. Fotos: apa/Rubra

me geboren: schleimig und metallisch zugleich, Insekt und Frau, abstoßend und sexuell erregend (was Giger im inhaltlich freilich ungleich schwächeren Film „Species“ auf die Spitze treibt). Doch es stellt sich eben auch die Frage, ob die virtuos auf die Leinwand gesprayten Bilder mehr sind als Design für Gothic-Fans.

Zumal Giger ja mit Designs tatsächlich Erfolg hatte. Wenn Hollywood ein Monster brauchte, rief es nach Giger: Neben „Alien“ und „Species“ entwarf er unter anderem für „Alien 3“ und das Prequel „Prometheus“ die Wesen des Grauens sowie Teile der Ausstattung und den Dämon für „Poltergeist II“. Auch Schallplattencover designte der Schweizer, etwa für Emerson, Lake and Palmer („Brain Salad Surgery“), Sacrosanct („Recesses for the Depraved“) oder Triptykon („Eparistera Daimones“).

Angesichts eines solchen Faibles für alles Monströse und Dämonische erhob sich bald die Frage, ob Giger mit diesen Nachtseiten spielt oder sich ihnen als Person verschrieben hat: Giger – ein Satanist, hieß es bald.

Frater Alien wider Willen

Er selbst bestritt das freilich stets: „Ich bin kein Satanist. Ich finde die Kirche entsetzlich und alle Sekten abscheulich. Bei mir hört der Spaß spätestens dann auf, wenn es um Opfer geht. Wenn unschuldige Tiere oder Menschen leiden müssen“, sagte Giger, der nichtsdestoweniger als „Frater Alien“ Mitglied einer Geheimloge war. Seine Aufnahme soll ohne sein Wissen erfolgt sein. Der Entwurf eines Tarotkartensets für den Schweizer Okkultisten Akron sagt gleichermaßen wenig aus, denn auch Akron bezeichnet sich selbst nicht als Satanisten, wird

gleichwohl aber von vielen als solcher gesehen. Und dass die Church of Satan auf ihrer Webseite Giger Anerkennung zollt, mag ebenfalls nicht überbewertet werden, immerhin reklamiert sie für sich auch Hieronymus Bosch – und der malte seine Höllenvisionen als gläubiger Christ. Allerdings haftet, anders als bei Busch, Gigers Satans- und Dämonen-Darstellungen etwas durchaus Affirmatives an.

Vielleicht ging es Giger wirklich darum, mit seiner Kunst die Dämonen aus seiner Seele zu treiben – gleichsam Malerei als Dämonenaustreibung zu nützen: „Wenn man seine Ängste malt, verfolgen sie einen weniger“, meinte Giger einmal, und: „Meine Erstickensträume konnte ich mir zum Beispiel vom Leib malen. Das ist eine Art Exorzismus, den ich da betreibe. Malen vertreibt den Dämon.“

Und innere Dämonen hatte Giger wohl im Zaum zu halten: Von Kindheit an faszinierte ihn der Tod. Dann lernt er die faszinierend schöne Schauspielerin Li Tobler kennen. Sie wird die große Liebe seines Lebens. Doch die Beziehung, von Drogen und Promiskuitivität geprägt, endet im Suizid Li Toblers. Giger wird beschuldigt, in ihr durch die Morbidität seines Werks den Todeswunsch gesteigert zu haben. So unhaltbar dieser Vorwurf ist – das seelische Trauma verfolgt den Maler. So gilt es, auch im Fall Giger anzuerkennen, dass nicht zwangsläufig hinter der Kunst des Monströsen ein monströser Künstler stehen muss. Die schlimmsten Monster entsteigen oft den verletzlichsten Seelen. Ob die Ergebnisse reiner Zeitgeist einer neuen Dekadenz sind oder Kunst mit Anspruch auf Ewigkeitswert – auch das wird der Fall Giger lehren. ■



Klangschöner Attentäter

Mozarts „Titus“ an der Wiener Staatsoper.

Von Stephan Burianek

Die Kleider der Hofdamen sind kurz und eng, die Schuhabsätze hoch. Sie sorgen für Blickfänge zwischen ehemals prächtigen, nun aber ruinösen Renaissancewänden. Ein Setting wie dieses kann in zeitgenössischen Inszenierungen durchaus Sinn ergeben, in Jürgen Flimms Sichtweise von Mozarts „La clemenza di Tito“ sucht man jedoch weitgehend vergeblich nach schlüssigen Zusammenhängen.

Kommen wir daher zu den positiven Aspekten der aktuellen Spielserie an der Wiener Staatsoper, und dazu ist vorrangig das glänzende Hausdebüt von Michèle Losier zu zählen. Mühelos füllte die technisch höchst versierte Mezzosopranistin in der Rolle des liebesblinden Attentäters Sesto das Auditorium mit ihrer gleichermaßen weichen wie zum dramatischen Ausdruck fähigen Stimme. Toby Spence als hoffnungslos gutmütiger Kaiser Tito zeigte in den Höhen der Arie „Se all'impero“

Nerven, ansonsten lieferte der lyrisch-klangschöne Tenor einen souveränen Abend ab. Véronique Gens als letztlich doch nicht so skrupellose Vitellia gewann im Laufe des Abends an Sicherheit, Margarita Gritskova war bei ihrem Annio-Rollendebüt durchgängig ein Genuss. Chen Reiss, die als einzige Solistin vor fast genau zwei Jahren bereits zur Premierenbesetzung zählte, sprang als Servilia kurzfristig und sicher für Íride Martínez ein. Mächtig stimmprägnant und durchaus als Luxusbesetzung zu bezeichnen war der Publio von Ensemblemitglied Alessio Arduini. Ein mustergültiges Dirigat, mit kurzweiligen Tempi und einer perfekten Sänger-Orchester-Balance, verdankte man dem verlässlichen Ádám Fischer. ■

OPER

La clemenza di Tito
Staatsoper, www.staatsoper.at
Wh.: 15. und 18. Mai

★ ★ ★ ☆ ☆

Der Überlebende von Beirut

„Riding on a cloud“ von Rabih Mroué bei den Festwochen im brut.

Von Hans Haider

Bruderliebe im Bild, unvergesslich. Der libanesische Theatermacher Rabih Mroué, geboren 1967, und der drei Jahre jüngere Yasser Mroué auf der Bühne des brut im Künstlerhaus eng an eine Gitarre geschmiegt. Rabih schlägt mit den Fingern der rechten Hand die Saiten, die Finger von Yassers Linker gleiten über das Griffbrett. Yassers rechter Arm und rechtes Bein sind gelähmt. Auf der Stirn eine Operationsnarbe.

Am 17. Februar 1987 geriet Yasser im Bürgerkrieg in West-Beirut ins Feuer eines Heckenschützen. Kopfschuss. „Die schiitische Amal-Miliz lieferte sich Gefechte mit Kämpfern der libanesischen kommunistischen Partei“, meldeten Presseagenturen. „Unbekannte ermordeten in seinem Haus den KP-Ideologen und Schriftsteller Hussein Mroweh“ – den Großvater. Yasser wurde nach Moskau ausgeflogen, musste wie ein Kind wieder lernen zu sprechen.

Das Wiener Gastspiel der Mroué-Brüder läuft den flüchtigen, Reportagebildern im Fernsehen mit einem Einzelschicksal in Langzeitbeobachtung hinterher. Denn die Erinnerung an den Bürgerkrieg im Libanon von 1975 bis 1990 ist längst vom nächsten, übernächsten Blutbad übertüncht. Revolutionäre Bewegungen wischen Einzelschicksale routiniert vom Debattentisch. Dem Überlebenden von Beirut ist vom Theatermacher-Bruder ein notgedrungen instabiles Denkmal gesetzt.

„Kein Theaterstück“

Im Schauspiel „Riding on a cloud“ hält Rabih das Helden- und Opferpathos klein. Yasser spielt sich selbst und die für ihn geschriebene Rolle. Fassbar und dennoch unfassbar. Er sitzt an einem Tischchen und bedient Ton- und Bildmaschinen. Raumfüllend die Videowand. Dort addieren sich während einer Stunde dutzende Bruchstücke im dialektischen Perspektivenwechsel zum Einzelschicksal. Skrupel ge-

genüber den Methoden seiner künstlerischen Darstellung hat Rabih Mroué eingebaut: „Das ist kein Theaterstück.“ Er versagt sich eine historisch-politische Konfliktanalyse samt Schuldzuweisung.

Rabih Mroué begeisterte vor zwei Jahren bei den Festwochen mit einer dokumentarischen Performance („Looking for a Missing Employee“). Auf einem ähnlich multimedialen Servierbrett ist auch der mühselige Aufstieg aus dem schwarzen Loch der Aphasie montiert: Briefe, Zitate, Lebensphilosophie, Bekenntnisse. Beide Brüder haben ein Video-Oeuvre angehäuft, selten wird klar, wem was zuzuschreiben ist.

Verhalten, respektvoll der Applaus bei der Premiere. ■

Info: Langfassung im Internet.

THEATER

Riding on a cloud
brut, Wh.: 14., 15. Mai

★ ★ ★ ☆ ☆

Freiheit ist ein Schluck Cola

Geschichtsstunde à la Béla Pintér: Ungarn, ein Land der Trautmäntzer und Halunken.

Von Petra Paterno

Am Anfang fidelet der Geigenspieler Csárdás-Melodien, dass es nur so schmalzt. Drei Tanzpaare fegen im traditionellen ungarischen Volkstanz über die Bühne; Röcke wehen, Tanzschuhe knallen im Takt. Mulatság-Stimmung im Budapest der frühen 1980er Jahre.

Am Ende finden sich die zehn Schauspieler zu einem nüchternen Gruppenbild zusammen. Der Tanzboden ist nun politisches Parkett, auf dem die neue Orbán-Regierung die ungarische Folklore mit Pomp zelebriert. Es hat sich ausgetanzt. Katerstimmung im Budapest der Gegenwart.

Dazwischen liegt ein zweistündiger überaus gelungener Theaterabend. Béla Pintérs jüngstes Stück, „Titkaink“/„Unsere Geheimnisse“, 2013 in Budapest uraufgeführt, gastiert nun in der Regie des Autors im Rahmen der Festwochen im Wiener Museumsquartier.

Äußerst leichtfüßig beginnt der Abend, zunächst kündigen sich nur amouröse Verstrickungen an, doch bald wird klar, dass nicht komödiantische Liebesverwirrungen die Handlung bestimmen, sondern knallharte politische Ranküne.

Feind hört mit

Dabei führt das Stück gekonnt die grausamen Mechanismen der Geheimdienste vor: Der feinsinnige Musiker István Balla Bán (Zoltán Friedenthal) wird hintergangen, erpresst und schließlich gezwungen, sich als Informant zu betätigen, um seine Freunde, ebenfalls Künstler der Tanzhaus-Bewegung, auszuspielen.

Die sogenannte Tanzhaus-Bewegung (Táncház) boomte in den 1970er Jahren in Ungarn, war vor allem für die Jugend so etwas wie ein Ventil, um mit den Repressionen des Regimes fertig zu werden. Pintérs Stück deutet weiters an, dass die vorderhand vom Regime geduldete Massenbewegung wohl auch Sammelbecken für subversive Kräfte war.



Katerstimmung in Ungarn: Béla Pintérs Ensemble beim Abgesang auf die Orbán-Regierung. Foto: Zsolt Puskel

Auf der sonst leer geräumten Bühne wird die Allmacht und Allgegenwart des Regimes durch ein gewaltiges Tonbandgerät symbolisiert. Der altmodische Apparat mit zwei Magnetspulen erhebt sich raumfüllend im Bühnenhintergrund und führt ein Eigenleben. Mitunter setzen sich die Spulen wie von Geisterhand geführt in Gang und zeichnen, unbemerkt von den Schauspielern, deren Gespräche auf. Dann wiederum drückt einer der Akteure auf die überdimensionierte Play-Taste und erwartungsgemäß erklingt Musik – etwa die 70er Jahre Schnulze „Yes Sir, I Can Boogie“ als räudige Raubkopie aus der verbotenen West-Zone.

Die Figuren bleiben – entsprechend dem Charakter eines Volkstücks – etwas holzschnittartig: Imré Tatar ist wie das Abziehbild

eines Künstlers, Filous und Untergrundhelden, der vom System gebrochen wird. Dargestellt wird der Sympathieträger vom Autor und Regisseur Béla Pintér. Charakterlos indes seine Freundin Bea (Zsófia Szamosi): Sie wandelt sich von der gutgläubigen Kommunistin zur strammen Fidesz-Mitläuferin. An die dunkle Seite der ungarischen Geschichte rührt Pintér, wenn er etwa einen ehemaligen Geheimdienstagenten zu einem führenden Politiker erhebt.

Die Szenenfolge changiert zwischen Heiterkeit – etwa der vergebliche Versuch, in einem Lokal ein Glas Cola zu bestellen – und Brutalität – wenn István Balla Bán zum Verräter wider Willen verdammt wird, wobei ihm seine Pädophilie zum Verhängnis wird.

Béla Pintér, Jahrgang 1970, gehört neben Árpád Schilling und

Viktor Bodó zu den wichtigsten ungarischen Theatermachern. International erfolgreich, werden die aufwändigen Künstler von der Orbán-Regierung finanziell eng gehalten. Auch Pintérs 1998 in Budapest gegründete freie Gruppe PBEST ist von massiven Kürzungen betroffen.

In einem Interview sagte der Theatermacher neulich: „Das Regime der Vergangenheit gab uns Geld für die Kultur, das heutige gibt uns Themen.“ Und „Titkaink“ beweist eindrücklich, wie viel unangearbeitete Themen die ungarische Geschichte noch bereithält. ■

THEATER

Titkaink/Unsere Geheimnisse

Von Béla Pintér
MQ, Halle G, Wh.: 20, 21. Mai
★★★★☆

KURZ NOTIERT

Jagger ist Urgroßvater. Mit 70 Jahren ist Mick Jagger nicht mehr nur der Opa, sondern sogar der Uropa des Rock'n' Roll. Seine Enkelin Assisi soll eine Tochter zur Welt gebracht haben, berichtet die britische „Daily Mail“. Der Name des Mädchens sei noch nicht bekannt. Assisis Mutter, Jagger-Tochter Jade (42), erwartet ebenfalls ein Kind. Rolling-Stones-Sänger Mick Jagger hat sieben Kinder von vier Frauen und vier Enkel. Im März war seine langjährige Freundin L'Wren Scott tot in ihrer Wohnung in New York gefunden worden. Nach Angaben der Gerichtsmedizin hatte sich die 49-Jährige das Leben genommen.

Mitterer schreibt. Im Rahmen des Bürgertheaters, einem Mitmachprojekt des Landestheaters Niederösterreich, wird der Autor Felix Mitterer in der kommenden Spielzeit ein eigenes Werk verfassen. Die Uraufführung des Stückes „Glanzstoff“ findet am 30. April 2015 am ehemaligen Firmenareal des Kunstfaserherstellers in der Landeshauptstadt St. Pölten statt. Die Glanzstoff Austria erzeugte von 1904 bis 2008 Viskosegarn. Der bei der Herstellung entstandene, penetrant-schwefelige Geruch brachte St. Pölten früher den Ruf einer stinkenden Stadt ein.

Gurlitt beigesetzt. Der Kunstsammler Cornelius Gurlitt ist am Montag in Düsseldorf im Grab seiner Eltern im engsten Kreis beige-setzt worden. Gurlitt war am 6. Mai nach langer schwerer Krankheit im Alter von 81 Jahren in seiner Münchner Wohnung gestorben. Was mit seinem Erbe, den millionenschweren Kunstsammlungen aus München und Salzburg, geschehen soll, ist unklar. In seinem Testament hat Gurlitt das Kunstmuseum Bern als Alleinerben eingesetzt. Das Museum hat aber noch nicht entschieden, ob es die Erbschaft annimmt.

Architekturpreis für Wittfeld. Der Architekt Gerhard Wittfeld (45) wird vom Verband Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine (DAI) mit dem Großen Preis für Baukultur ausgezeichnet. Die Bronzetrophäe wird am 27. September in Augsburg verliehen.

Mit langem Atem

Tsai Ming-liangs Performance ist eine Einübung in die Langsamkeit.

Von Petra Paterno

Dieser Theaterabend stellt die Geduld der Besucher auf eine harte Probe. Die Bühne im zugigen Atelierhaus der Akademie (vormals: Semper Depot) besteht aus einem großen Bogen weißes Papier. Darauf liegt der Performer Lee Kang-sheng, bekleidet mit dem roten Gewand buddhistischer Mönche. Gezählte 45 Minuten harret der Darsteller reglos auf dem harten Boden aus, während der Maler Kao Jun-honn mit gleichmäßig ruhiger Hand rund um ihn das Papier schraffiert. Bis auf das gelegentliche Kratzen des Kohlestifts ist in Tsai Ming-liangs Performance „Der Mönch aus der Tang-Dynastie“ lange nichts zu hören.

Wer diese Zeitspanne hinter sich gebracht hat – und eine Dreiviertelstunde mit so gut wie nichts kann für ein zerstreutgewöhntes Publikum schier endlos sein –, wird anschließend mit Mikroereignissen belohnt, die nach der anhaltenden Stille eine geradezu orkan-



Die Kunst des Nichtstuns: Kang-sheng in Aktion. Foto: Homegreen Films

artige Wirkung hinterlassen: Ein paar Takte von „Sentimental Journey“ erschüttern einen geradezu, man ist dankbar für jeden Schluck Tee oder jeden Bissen Brot, den der Performer zu sich nimmt. Endlich passiert mal was! Ein Höhepunkt in der Einübung von Langsamkeit: Kang-sheng kämpft mit bedächtigen Schritten gegen einen imaginären Sturm an.

Die zweistündige Theateraufführung ist zwar anstrengend, aber durchaus lohnenswert: Selten erlebt man so ein hochkonzentriertes Destillat auf der Bühne. ■

PERSONALE

Performance: Der Mönch aus der Tang-Dynastie
Semper-Depot: Keine Wh.
Filmretrospektive
Stadtkino im Künstlerhaus
Wh.: bis 23. Mai
Walker – Videoinstallation
Versch. Orte in Wien
Wh.: bis 15. Juni
★★★★☆

Traumhafte Erinnerung

Die Wiener Philharmoniker mit einer Uraufführung.

Von Stephan Burianek

Er ist Violinist, Dirigent, Musikpädagoge – und Komponist: René Staar setzte die Noten von „Time Recycling“ (op. 22n), einem Auftragswerk der Wiener Philharmoniker, deren Mitglied er als Sekundgeiger ist. Unter der Leitung von Semyon Bychkov wurde das Werk am Wochenende im Rahmen des Nicolai-Konzerts aus der Taufe gehoben.

Es thematisiert das Wiedererleben verflüsselter Momente. Transzendente Streicherklänge führen nach zeremoniellem Auftakt in eine Traumwelt, die von der Erinnerung gespeist wird. Eine zunächst harmlos erscheinende Handlung entwickelt sich bald zur Katastrophe: Der erste Teil der Komposition endet, als würde man aus einem schweißtreibenden Alptraum erwachen. Fröhlicher der zweite und längere Teil, in dem sich die Erlebnisse eines weitgereisten Bonvivants widerspiegeln: Ein entspannter Cocktail in der Jazz-

bar, ein Samba-Rausch, eine Nacht in der Karibik. Es sind Versatzstücke, die das Orchester im Wiener Musikverein zu einer performativen Spielfreude verleiten. Kontrabässe rotieren, es wird gerufen und getanzt. Wie im Traum, liegen Leid und Freude hier nah beieinander.

Eindrucksvolles Jubiläum

Die Wiener Philharmoniker untermauerten ihre Fähigkeit zu autarker Schaffenskraft auch nach der Pause, als die vor ziemlich genau 100 Jahren ebenfalls im Großen Musikvereinssaal uraufgeführte – und viel zu selten gespielte – Zweite Symphonie ihres einstigen Cellisten Franz Schmidt auf dem Programm stand. Eindrucksvoll! ■

KONZERT

Wiener Philharmoniker
Semyon Bychkov (Dirigent)
Wiener Musikverein
www.wiener-philharmoniker.at
★★★★☆